

Der ungeleerte Becher [Fortsetzung]

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Oftern im Garten zu Faïdo.

Vorhofs wie aus einer weißen Kanzel ins Tal hinaus zu grühen, bis die Sorge vor der zunehmenden Schneebalkenkampffreudigkeit und um die weichenden oder schon entwichenen Galoschen den Abstieg gebot. Man zog miteinander das Neustal hinab und wieder die Höhen hinauf, von Gurtellen zur weithinleuchtenden Dankkapelle der frommen Willmergerkrieger, wo das Tal verschwand und nur noch die hohen Zinnen sich grühten; von Wassen hinein ins stillverlorene Maiental, ganz aus der Welt, daß nur die Niesen noch hineinschauen können; von Anstieg ins Maderanertal einen Blick zu tun, just so schnell ob der Schlucht hinein, und wieder nach Attinghausen, nach Aproz ins wall- und wasserumzogene Condottierenschloß in der Haide am See und übers Wasser zur Telskapelle. Und überall sieht man den Matschern gern. Jetzt wieder eine Spriztour ins Tessin hinüber, wo die prächtige Fahrt auf der Landstraße von Airolo bis Faïdo hinunter manchem ungeahnte Schönheiten bringt. Jetzt sind wir in der Sonne, ob es drüben bläst und stürmt und schneit, jetzt beinahe in Italien, in Italien, wahrhaftig! Ein ander Mal hat man auf der Voralp kampiert, wie die Häringe gereibt, und vor Kochen und Tafeln und Singen und Lachen und Röchern nicht geschlafen. Ein Bal champêtre im Wäldchen an der Göscherer Neuf und ein ungeahntes Picnic in wohlgebauter Felstrümmernburg hoch oben in dichtester Wildnis! All das in einem nimmerjatten Wechsel, eins das andre ablösend, übertreffend, vergessen machend für den Augenblick! Für was denn das alles aufzählen! Das sind ja nur Namen, Worte! Man hütet sich wohl davor, schildern zu wollen aus des Meisters Reich.

Dann des Abends: keiner ist müd! Da wird in der lampionerhellten Veranda, wo „sein Gekchen sich jeder gewählt“, gespielt, wobei jeder gewinnt, daß er ein sinnig Andenken beimtrage,

als ob das noch vonnöten, wo's jedem winnelt von Andenken im Kopf — oder man macht Musik oder, und das am liebsten, und das am meisten, weil es die Krone aufsetzt solchem Tage, solchen Ferien: man lauscht den Schicksalen der Verena Stadler, des Geizen-Christel, des Geigers, des Vincenz Büntiner, der Elijabeth. Man lauscht und schweigt. Man ist weit fort. Und wenn der Erzähler zu kurzer Raft innehält oder für heute schließt, dann herricht noch immer ein Bann und Schweigen. Dann — nach stilleinigem Sinnen — zündet sich wohl einer die Zigarette frisch an, ein anderer nimmt sein Weltlinerglas, um sich zu regen, es geht wieder irgend ein knuspriges Gut herum. Hernach lösen sich so allmählich die Zungen, und ein Dank, ein Wort gibt das andere.

Man ist weit fort gewesen vom Alltag.

Uns hat ein Geiger gespielt, der könnte ihn wohl vergessen machen, hätt' er ihn nicht so groß gemacht, aus Helden und Sündern.

Der Gletscher schaut durchs Fenster.

Sein wie der, gestern, heute, morgen —

„Hell uf!“

G. B.

Der ungeleerte Becher.

Novelle von Anna Burg, Narburg.

(Schluß).

VIII.

Nachdruck verboten.

„Also hab' ich umsonst gehofft?“

Es war einige Tage nach dem Ball, als Hans Albrecht in gedrückter Stimmung diese Worte zu Senta sprach.

Sie saß ihm gegenüber, die Hände im Schoß gefaltet, und ihre Augen schweiften über ihn hinweg. Als sie nicht antwortete, fuhr er fort:

„Seit Wochen umwerb' ich Sie, Senta! Sie wissen, daß ich Sie liebe, nicht mit einer flüchtigen Jugendliebe, sondern als Mann! Ich trage Ihnen meine Hand an, ich verpreche Ihnen, Sie mein Leben lang als mein höchstes Gut zu schätzen, Sie selbst gestehen, daß Sie meine Liebe erwidern: warum also versagen Sie mir Ihr Ja?“

Senta sah ihn an mit einem schmerzlichen Blick.

„Hab' ich Ihnen nicht schon gesagt, mein Freund, daß ich mich vor der Reize fürchte? Sehen Sie, schon einmal hat ein Mann so zu mir gesprochen wie Sie heute. Damals war ich jung, voll Glauben und Hoffen. Ich reichte ihm die Hand mit seligem Herzen und schlürfte den Trank der Liebe ohne Besinnen. Dann kam das Bittere, ganz langsam, allmählich. Ich sah mit Staunen, daß das strahlend helle Glück sich verwandelte in graue Alltäglichkeit, daß es seinen Glanz und Zauber verlor, nicht durch des Mannes Schuld, nicht durch die meine, sondern durch die Gewohnheit des Besten. Und ich sah, daß es in andern Ehen dasselbe war. Während ich als beneidete Frau von einem Fest zum andern flog, aufzugeben schien



Ein Rendezvous im Hargauischen Seetal.
„Den müssen Sie noch verführen, Frau Johi!“

in Vergnügungen, beobachtete ich. Ich sah, daß alle noch so feurige Liebe durch die Gewohnheit abgestumpft wird zu kühler Gleichgültigkeit. Viele merken es gar nicht, solche, die Kinder haben, die in der Sorge um diese sich selbst vergessen; andere trösten sich und suchen das Glück wieder anderswo. Ich konnte das nicht. Ich war zu sehr enttäuscht. Die Enttäuschung hat mich nicht bitter gemacht, nur vorsichtig und ruhig, etwas philosophisch. Ich weiß, lieber Freund, daß das Glück, von dem Sie jetzt träumen, ein trügerisches wäre, und darum sage ich nicht ja auf Ihre Bitte."

Er neigte sich vor und sah ihr ins Gesicht.

"Und wenn Sie wirklich recht hätten, Senta, ist denn ein kurzes, flammengleiches Glück nicht vorzuziehen einem langen Leben voll Entfagung und Philosophie?"

"Ich zweifle, ob Entfagung nicht schöner ist als Neue. Ich wäre auch nicht einmal mehr imstande, ein solches Glück zu genießen. Schopenhauer sagt irgendwo: Es war noch kein Mensch vollkommen glücklich, er wäre denn betrunken gewesen. Das braucht man ja nicht durchaus wörtlich zu nehmen, nicht wahr? Trunken muß man sein, um glücklich zu sein, entweder von Liebe oder von Wein oder von Ruhm oder von Begeisterung, kurz, man muß nicht mehr recht bei Bewußtsein sein. Dieser Fall aber tritt bei mir nicht ein. Ich bin durch das, was ich innerlich erlebt, zu sehr zum Bewußtsein gekommen und werde es nie mehr genug verlieren, um nicht mitten im höchsten Glück noch das graue Gespenst des Nachher zu erblicken..."

Er stützte den Kopf in beide Hände, und sie hörte seinen tiefen hoffnungslosen Seufzer.

Da stand sie auf und lehnte sich leicht auf seine Schulter.

"Hans," sagte sie innig, "Hans, ich liebe Sie wahrlich; eben darum ist mir der Gedanke unerträglich, Sie einst mit ernüchterten Augen ansehen zu müssen und auch in den Ihren Ernüchterung zu lesen."

Er erhob sich und sagte wehmütigbitter:

"Sie denken zu viel, Senta, und überlassen sich zu wenig Ihren Empfindungen. Verzeihen Sie mir; aber ich ertrage diesen Zustand nicht. Mein ganzes Wesen ist Verlangen nach Ihnen, und diese ruhige Freundschaft, die Sie mir bieten, scheint mir ein Hohn auf die Leidenschaft meines Herzens. Ich hatte längst die Absicht, nach Montevideo in unser Zweiggeschäft zu gehen. Diesen Plan werde ich ausführen, wenn Sie nicht... etwa vorher... ändern Sinnes werden sollten!"

Er jah sie forschend an; sie war nur um einen Schein blasser geworden, und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie sagte:

"Sie tun gut daran, Hans, ich verstehe Sie, und vielleicht werden Sie späterhin auch mich verstehen."

Er drückte ihre Hand an die Lippen, lange, lange; dann sagte er wie entschuldigend:

"Das soll noch kein Abschied sein, Senta; wir sehen uns noch! Ich bin noch nicht reisefertig."



Im Ried bei Altdorf.

Und sie lächelte ihn an mit einem tiefen Aufatmen.

Ja, sie sahen sich noch öfters. Es waren eigentümlich stille, wehmütige Stunden, die sie zusammen verlebten im traulichen Salon der schlanken Frau.

Sie sprachen oft von seiner Reise, in gedämpftem Ton, wie von einem Sterben. Er jah sie dabei an mit ein paar Augen so voll befördernder Zärtlichkeit, daß es in ihrem Herzen schrie: „Und dennoch, dennoch... Das Glück ist da!“ Aber sie preßte die Hand aufs Herz und schwieg.

Er glaubte ihren Kampf zu sehen; es gab Augenblicke, wo er sich einen Toren schalt, daß er an der endlichen Erfüllung seiner Sehnsucht zweifelte. Aber er versuchte es nicht mehr, Senta zu überreden. Auch sagte er ihr nie bestimmt den Tag seiner Abreise, und sie vermied es in seltsamer Scheu, ihn darnach zu fragen.

Eines Tages kam Hans mit seinem Freunde Waldemar auf Senta zu sprechen. Der Komponist ließ sich herbei, sie „ganz pikant“ zu finden.

„Du hast keinen allzu schlechten Geschmack, Hans," gab er zu; „ich hätte ganz gerne auch ein wenig Bekanntschaft mit ihr gepflogen und ihr meine Aufwartung gemacht; aber ich wollte nicht gerne in deinem Revier pirschen.“

Hans lachte spöttisch auf.

„Du mußt wissen, sie gehört nicht zu denen, die sich erjagen lassen, nicht einmal auf die allerehrbarste Weise.“

Der etwas frivole Ton, in dem er das gesagt und in dem er in Gegenwart des Hofstels immer verfiel, tat ihm gleich darauf leid. Waldemar sagte:

„Unfinn, fauler Zauber! Du bist ein Narr und läßt dir immer noch von den Weibern blauen Dunst vormachen!“

Hans Abrecht zuckte die Schultern und erwiderte etwas gereizt:

„Na, versuch's du! Sage mir nur vorher, wann du sie mit deinem Besuch beglücken willst!“



Ein Rendezvous im Hergauischen Seetal.



„Warum? Willst du dort sein, um mich zu überwachen?“
 „Im Gegenteil, ich will nicht dort sein.“
 Waldemar klopfte dem Freunde väterlich die Schulter.
 „Armer Junge, scheinst ja rechtschaffen verliebt zu sein!
 Na, ich werde dir nicht dreimpfuschen, glaub' mir's!“
 „Würde dir auch nichts nützen, trotz deinem sprichwörtlichen Glück bei den Weibern!“
 „Das ließe sich abwarten!“
 „Ich sag's ja: Versuch's!“

In ziemlich unfreundlicher Stimmung trennten sich die Freunde. Waldemar Paulsen fühlte sich in seiner Eitelkeit schwer gekränkt. Er, der schönste und bezauberndste Mann, der nur die Augen aufzuschlagen brauchte, um ein Weib zu gewinnen, er sollte diese Kleine nicht erobern können? Auf dem Ball hatte er sich ihr nur dem Freunde zulieb und weil eigentlich eine Menge viel schöner und üppigerer Frauen da waren, nicht mehr genähert. Sicher mußte sein Besuch sie freudig überraschen, da sie nicht hoffen konnte, ihm irgendwelchen Eindruck gemacht zu haben. Er hatte deshalb, als er sich zu dem Besuch rüstete, das erhebende Gefühl eines Menschen, der jemandem eine große Wohlthat zu erweisen im Begriffe ist. Gönnerhaft lächelnd übergab er dem Dienstmädchen des Künstlerspaars, das ihm öffnete, seine Karte mit der Bitte, ihn bei Frau Senta zu melden. Das Mädchen kam recht bald zurück und brachte den Bescheid, daß die gnädige Frau sehr bedauere, daß sie sich aber heute sehr leidend und außer stande fühle, Besuche zu empfangen. So was war Waldemar Paulsen noch nicht vorgekommen! Er schäumte fast vor Wut, als er wieder auf der Straße war, und es dauerte eine ganze Weile, bis ihn die bewundernden Blicke vorübergehender Damen über diese lächerliche Niederlage trösten konnten. Senta aber lag in bequemem Nègligè auf einem Ruhebett in ihrem Schlafzimmer. Sie litt wirklich an Kopfschmerzen. Trotzdem hätte sie wohl einen andern Besuch empfangen. Aber es schien ihr unmöglich, in der schmerzlichen Stimmung, in der sie sich befand, sich mit diesem ihr ganz fremden Menschen höflich zu unterhalten. Sie glaubte, er habe ihr, nachdem er ihr auf dem Ball vorgestellt worden und mit ihr getanzt hatte, jetzt eine Höflichkeitsvisite machen wollen, und war überzeugt, daß er, ganz befriedigt über ihre Abfage, mit dem Gedanken davongegangen sei: «La politesse est faite et la farce est jouée!»

IX.

Lenzstürme tobten über das Land; dann kamen warme schöne Tage. Berlin, die Stadt der Arbeit und der Sinnlichkeit, wurde vorübergehend von poetischem Glanz überhaucht. Der Tiergarten kleidete sich in zartes Grün, Vogeljubel ließ sich hören, der geheimnisvolle Zauber des Frühlings spann sein Netz. In den eleganten Villenstraßen rollten lautlos auf ihren Gummirädern die Equipagen, in denen vornehme, kostbar gekleidete Damen im Fond lagen, um die vergnügungsmüde Seele

im frischen Lenzhauch zu baden. Auf dem Potsdamerplatz, in der Leipzigerstraße, überall wurden Weilchen feilgeboten; ein Duft von Weilchen lag in der Luft, dazu etwas Unnennbares, Freudiges, das neue Hoffen, die neue Liebe, der neue Glaube. Es war Frühling!

Hans Albrecht schlenderte durch die Straßen. In seinen Gliedern lag die Lenzmattigkeit. Er sah mit geheimem Staunen in das belebte Treiben um sich her. War es möglich, daß sich die Menschen immer wieder betören ließen, immer wieder bereit waren, das Glück zu erwarten? Auf allen Gesichtern lag der Frühling. Es kam ihm auf einmal ein Gedanke, der auch ihn erfreichte. Wie, wenn er mit Senta noch einmal ins Freie ginge, den Lenz mit ihr belauschte, ehe er sie für immer verließ? Mit besflügelten Schritten ging er weiter. Er fand Senta zum Ausgehen gerüstet.

„Die Sonne lockt mich hinaus,“ sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Und ich wollte Sie eben zu einem Spaziergang abholen.“

„Das trifft sich gut,“ erwiderte sie freudig; „wo gehen wir hin?“

„Nach Grunewald oder Treptow?“

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Nein, bitte, das nicht! Den Frühling in

Auf der Alp.

den Vororten der Großstadt finde ich von tödlicher Melancholie, in der Stadt aber ist es reizend. Lassen Sie uns einfach in den Tiergarten gehen!“

„Wie Sie wollen!“

Ziemlich schweigsam legten sie den Weg zurück, bis sie in die noch einsamen Gänge des Parks einlenkten.

Da nahm der süße Lenzzauber sie gefangen.

Er bot ihr seinen Arm; sie nahm ihn nach einigem Zögern.

„Man wird uns für ein Brautpaar halten.“

„Es liegt nur an Ihnen, daß wir es nicht sind.“

Sie schwieg darauf und sah etwas zur Seite. Er drückte ihren Arm leise an sich.

„Senta,“ flüsterte er, „stimmt auch der Frühling Sie nicht weicher?“

Sie sah ihn bittend an, ohne zu antworten; er verstand ihre Bitte wohl, und etwas wie schmerzlicher Groll wollte in ihm aufsteigen.

„Meine Abreise ist nun beschlossen,“ sagte er in ganz veränderten Ton, „ich reise in den nächsten Tagen.“

Er fühlte deutlich, daß sie zusammenzuckte.

„Warum sagen Sie mir's... so plötzlich?“

„Weil ich lange Abschiede nicht ertragen kann... Uebrigens war ja unsere ganze Bekanntschaft im Grunde nichts als ein Abschiednehmen voneinander,“ fügte er bitter hinzu. „Dies ist der letzte Tag unseres Zusammenseins!“

Sie konnte nichts darauf erwidern. Etwas wie eine Lähmung hatte sie erfaßt. Sie blieb stehen und atmete kurz und abgebrochen.

„Was ist Ihnen?“ fragte er erschrocken.

Sie zwang sich zu einem Lächeln.

„Mir ist ein wenig weh; die Nachricht kommt mir so unerwartet, obwohl ich ja wußte, daß Sie bald reisen werden.“

Er preßte ihre Hand leidenschaftlich; aber er unterdrückte das Flehen, das sich auf seine Lippen drängte. Er kam sich damit ihrem unerschütterlichen Willen gegenüber lächerlich vor. Sie brauchte ja nur zu jagen „Bleib!“ — und er würde bleiben. Aber sie sprach es nicht.

Nach und nach gewann sie ihre Fassung wieder.

„So lassen Sie uns noch ein wenig vergnügt sein... zum letzten Mal!“

Zu ihren Häupten, in einem der mächtigen, von grünem Schimmer überdeckten Bäume sang eine Amsel. Die Klänge voll seliger Daseinsfreude schwebten über ihnen und verfolgten sie.

Am der Rousseaumügel machten sie Halt. Die Schwäne freilten langsam und träumerisch auf dem tiefblauen Wasser. Senta nahm aus dem Beutel an ihrem Arm ein Brötchen und begann den Schwänen kleine Stückchen davon zuzuworfen. Sie näherten sich rasch, hoben die schlanken Hälse zu der Spenderin und beugten sie wieder in anmutigem Bogen zur Wasseroberfläche, um blickschnell die Bissen zu erhaschen. Hans trank das Wild



Heilige Cäcilie.

Nach dem Gemälde von Angelica Kauffmann (1741—1807).
Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Kunstmuseum zu Bern.



In Christkindchens Reich. Nach Bleistiftzeichnung von Olga Burckhardt, Locarno.

in sich und vergaß es nie wieder: die schlanke Frau in dem vornehm-einfachen, dunkelblauen Straßentostüm mit dem dazu passenden Hütchen, unter dem sich die weichen Lötchen schmeichelnd an die weißen Schläfen schmiegt, den biegsamen Leib etwas vornübergeneigt, in den mit langen dänischen Handschuhen bekleideten Händen das Brot zerbröckelnd, um es mit einer kräftigen eleganten Bewegung ins Wasser zu werfen, und unten auf der schimmernden Flut die schneeweißen Wasservögel, die sich zu Füßen der lieblichen Geberin drängten, dies alles umrahmt von dem Rahmen lachenden Lenzes — es war ein süß bestrickend Bild!

Sie nahmen nachher Platz auf einer der Bänke in der Nähe des Wassers. Er hielt ihre Hand und streifte ihr den Handschuh ab, den er sich in die Brusttasche steckte. Dann betrachtete er lange ihre schlanken Finger und küßte sie schließlich feierlich, einen nach dem andern.

„Zum Abschied!“ sagte er entschuldigend.

Sie begann ihn über die Reise zu fragen. Er merkte es an dem Beben ihrer Stimme, daß es ihr schwer wurde, mit Ruhe darüber zu sprechen, und es bereitete ihm eine schmerzliche Genugtuung, den Widerhall seiner grenzenlosen Traurigkeit in ihrer Seele zu finden.

Eine arme Frau aus dem Volke mit ihrem Kinde ging an ihnen vorbei. Sie hob das Kleine auf und zeigte ihm die Schwäne, und es ließ ein helles Jauchzen hören. Darüber verklärten sich die abgehärmten Züge des Weibes, und es drückte das Kind zärtlich an die Brust.

Senta sah ihnen nach. Dann sagte sie gedankenvoll:

„Wie glücklich diese Mutter ist!“

„Dies Glück läßt sich aber nicht erreichen, wenn man Ihrer Theorie huldigt.“

Sie sah ihn ohne Verlegenheit aus ihren stolzen Augen an und meinte:

„Ja, das ist wahr, dies Glück läßt sich nur mit einer großen Enttäuschung erkaufen, und die Gefahr, daß der Verlust größer sei als der Gewinn, liegt nahe. Es ist besser, nicht riskieren!“

„Sie sind eine ausgezeichnete Rechenmeisterin,“ sagte er mit fast höhnisch klingendem Aufschauen.

Ein kühler Wind erhob sich. Senta fröstelte und mahnte zur Heimkehr.

„Kommen Sie, trinken Sie noch einmal Tee bei mir!“

Wie gerne folgte er ihr!

Das war eine von tiefer Traurigkeit umhüllte Stunde, die sie noch in Sentas Heim verlebten. Hans sah sich in dem kleinen Salon um und konnte es nicht fassen, daß er ihn nie mehr betreten sollte; aber für ihn gab es kein Zurück, wenn sie ihn nicht darum bat.

Es wollte keine Unterhaltung mehr in Fluß kommen. Beider Nerven waren bis zum Reizen gespannt. Sie sahen sich nur scheu an. Senta hatte das Gefühl, als müßte bei dem ersten lauten Wort, das sie sprach, das Schluchzen ihrer Seele hörbar werden. Nur im Flüsterton konnte sie ihm noch antworten.

Plötzlich, mitten in die Stille hinein, hob die Notklo-Uhr zum Schlag aus. Silbern gellten sechs Schläge durch den Raum. Da erhob sich Hans Albrecht.

„Ich will jetzt gehen!“

Und als sie sich gegenüberstanden, faßte er ihre Hände und zog sie langsam zu sich heran. Einmal, ein einziges Mal wollte er diesen Mund küssen, nach dem er seit Wochen gelehzt. Das war sein Recht. Sie weigerte es ihm nicht.

Sekundenlang standen sie eng umschlungen, Lipp' auf Lippe.

Dann, als sein Mund sich von dem ihren löste, behielt er sie noch nah an seiner Brust und sagte in festem, ruhigem Ton: „Es ist noch Zeit, Senta, du brauchst nur ein Wort zu sprechen, und unser Weh verwandelt sich in blendend Glück!“

Sie schloß die Augen. Sie konnte seinen beschwörenden Blick nicht ertragen.

„Ich kann nicht, Hans! Ich will die Wunderblume der Liebe nicht noch einmal welken sehen!“

„Und wenn wir uns trennen, muß sie da nicht auch welken?“

„Nein, für mich wenigstens nicht. So oft ich dein gedente, wird mich ihr Duft umfassen, auch noch in alten Tagen!“

Da ließ er sie los.

„Leb' wohl, Senta!“ sagte er weich und zärtlich.

Sie nickte ihm nur zu. Kein Ton kam mehr über ihre Lippen.

Auf den Tisch gestützt, stand sie noch lange, nachdem er gegangen war. Ein Schluchzen hob endlich ihre Brust; Tränen rannen aus ihren glanzvollen Augen; aber diese Tränen waren Tau für die Wunderblume der Liebe, und während sie die Hände fest aufs Herz drückte, sagte sie, sich selbst beschwichtigend: „Törin, du weißt doch, daß die Reize schlecht schmeckt!“

